



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Deutsches und griechisches Mittelalter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutsches und griechisches Mittelalter.

Seitdem man die Existenz historischer Gesetze zu ahnen begann, ist es auch ein Bedürfnis gewesen, das Walten derselben im Einzelnen nachzuweisen, am meisten durch Vergleichung der Entwicklung verschiedener Völker, und so sehr auch bei dergleichen Parallelisirungen Vorsicht geboten ist, um nicht in willkürliches Konstruiren zu verfallen und den Dingen eine Schablone aufzuerlegen, statt aus ihnen selbst die Gesetze zu entwickeln, so lehrreich wieder ist doch eine Vergleichung derart, wenn sie sich darauf beschränkt, relativ abgeschlossene Entwicklungsreihen zu parallelisiren und die Hauptzüge derselben hervorzuheben. Bei der inneren Verwandtschaft des griechischen und des deutschen Wesens ist hier gerade der Versuch besonders lochend, und in geistvoller Weise hat schon Bernhard Erdmannsdörffer die letzten beiden Jahrhunderte vor den Perserkriegen mit dem Ausgange des christlichen Mittelalters zusammen gestellt*), in zahlreichen Andeutungen wie in einzelnen Ausführungen hat Wilhelm Roscher die treffendsten Parallelen gezogen. Hier soll nun versucht werden, den Parallelismus der Entwicklungsreihen im christlichen Mittelalter und in den Jahrhunderten der griechischen Geschichte bis auf die Perserkriege in Kurzem nachzuweisen. Sehr viel weiterzugehen erscheint schon deshalb unthunlich, weil unsre Geschichte eben noch nicht abgeschlossen vorliegt.

Freilich wird bei solcher Betrachtung gerathen sein, vorerst der tiefgehenden Unterschiede antiken und modernen Lebens sich bewußt zu werden. Vereinzelt unter Völkern niederer Kulturstufe, unter „Barbaren“, stehen die Griechen; als Völkerfamilie gruppiren sich von Anfang an die Nationen des christlichen Europa. Sehr rasch konzentriert sich das Leben des griechischen Volkes in den Städten, die mit ihrer Bildung und ihrem Kapital das platte Land gebieterisch überherrschen, eine politische und wirtschaftliche Selbständigkeit desselben nicht

*) Das Zeitalter der Novelle in Hellas. Berlin, 1870.

aufkommen lassen. Eben deshalb sind die Griechen niemals von dem Stadtstaate fortgeschritten zum Flächenstaate und konnten also niemals zu ihrer Einheit gelangen; denn diese zahllosen, autonomen, abgeschlossenen Gemeinden konnten sich allerhöchstens in einer losen Bundesverfassung zusammenfinden und haben sich thatsächlich fast stets bekämpft; nicht der Friede ist die Regel in der antiken Welt, sondern der Krieg. Niemals konnte ferner Griechenland ein so reines Ackerbauland sein, als etwa Deutschland bis ins 12. Jahrhundert hinein gewesen ist; zu tief dringt dort das blaue Meer in's Land hinein, und zu lockend winken schön geschwungene Vorgebirge und ragende Inseln hinaus auf das ewig bewegliche Element der „silberfüßigen Thetis“, als daß nicht früh diese Hellenen ein Handelsvolk hätten werden und in Städten sich hätten zusammensiedeln müssen. Und doch, haben große Theile Griechenlands eine wichtige Vorstufe wirthschaftlicher Entwicklung rasch übersprungen, auf der anderen Seite ist Hellas wiederum nie aus mittelalterlichen Banden herausgekommen. Wenn der umfassendste Genius, den es je hervorgebracht, wenn Aristoteles die Sklaverei als eine naturgemäße und ewige Institution betrachtet, während die christliche Zeit sie zwar langsam, aber völlig überwunden hat, so mag man daraus ermessen, wie sehr diese Anschauung seinen Landsleuten in Fleisch und Blut übergegangen war. Es kann keinem Zweifel unterliegen: die verhältnißmäßig kurze Lebensdauer der antiken Nationen ist ganz wesentlich durch dies Prinzip veranlaßt worden. Denn eben bei den höchst entwickelten Stämmen ging der bei weitem größte Theil der wirthschaftlichen Arbeit naturgemäß in die Hände der Sklaven über; eben dadurch wurde die Arbeit entehrt, eben daraus erklärt sich jene heillose Anschauung, daß die Handarbeit des freien Mannes unwürdig sei. In erbarmungsloser Konsequenz davon verdirbt die Sklaverei auch den Herrn durch Gewöhnung an Müßiggang, Schwelgerei, Gleichgiltigkeit gegen die Leiden anderer. Das geistvolle Volk der Athener, das den Dramen des Sophokles lauschte, und dessen Edelste sich um Platon drängten, dies Volk, wie es nie wiedergekommen ist und nie wiederkommen kann, sank herab zu einer arbeitscheuen, vergnügungsfüchtigen Masse, die kaum 100 Jahre nach Perikles auch der Feuergeist eines Demosthenes nicht zu andauernder Anstrengung für die eigne Unabhängigkeit spornen konnte, und die einen Demetrios als „rettenden Gott“ begrüßte, weil er ihr schmeichelte und Brot und Spiele gab. Und doch wäre wiederum — so eng hängt das Verderben an dem Schönen — die edle Geistesblüthe, um die wir Griechenland beneiden möchten, nie möglich gewesen ohne eine freie Bevölkerung, welche Hunderttausende von Sklaven für sich schaffen ließ, und nie möglich gewesen wäre ohne diese jene athenische Demokratie, die einen wunderbaren Staatsbau errichtete und in einer jetzt ganz undenkbaren Weise die gesammte freie Be-

völkerung zur Staatsthätigkeit heranzog. Ich brauche endlich kaum hervorzuheben, wie ungeheuer der Unterschied ist zwischen dem griechischen Polytheismus, den, eben weil er eine Naturreligion war, jede Fortbildung der sittlichen Anschauung in unlösbarcn Konflikt mit dieser selbst bringen mußte, und dem Christenthume, das jedem echten Kulturfortschritt sich anschmiegt und, recht verstanden, jede Periode zu befriedigen vermag.

Aber trotz dieser tiefgreifenden Verschiedenheit herrschen dieselben historischen Gesetze mit solcher Konsequenz hüben und drüben, daß der Parallelismus der Entwicklungsreihen in die Augen springt.

Wenn wir nun hier den Nachweis dieses Parallelismus versuchen und uns dabei wesentlich auf das deutsche Mittelalter beschränken, so geschieht das aus einem durchaus objektiven Grunde. Die romanischen Völker Europas sind keine Urvölker wie das deutsche; die Länder, die sie bewohnen, haben früh einen so starken fremden Kultureinfluß erfahren, daß ihre Bewohner sich nicht überall vergleichen lassen mit einem Volke, das wie das griechische auf einem jungfräulichen, von fremder Kultur niemals vorher berührten Boden sich entwickelt hat.

Werfen wir nun einen Blick auf Griechenland in seiner ältesten Zeit, längst vor der dorischen Wanderung und vor Homer. Da sehen wir ein Volk, in zahllose Stämme atomistisch zersplittert, nur hier und da schon geschaart um feste Burgen auf felsiger Höhe, in sicherer Entfernung vom gefährlichen Strande, zu Göttern betend, die bildlos und tempellos in rauschendem Eichenhaine haufen oder von freier Höhe herabschauen auf das blaue Meer, auf nackte ragende Felsgipfel, auf grünes Waldland, aus dem hier und da wie Inseln die Dichtungen der Menschen hervorschimmern, und diese Menschen selbst wiederum erblicken wir in ewigem Kampfe mit der ungezähmten und schier unbezähmbaren Natur; immer wieder ringt Herakles mit den Ungeheuern des Sumpfes und des Bergwaldes. Noch kreuzen nur leichte Rähne, von Küste zu Küste, von Insel zu Insel sich fort tastend, die schäumende Meeressluth; aber schon taucht hier und dort ein fremdartiges Ungethüm auf, ein phönikisches Ruderschiff schwimmt heran mit blühenden Segeln; mißtrauisch spähen vom ragenden Vordertheil dunkelfarbige, schwarzbärtige Männer in jede einladende Bucht; sie landen, sie breiten am Strande die lockenden Produkte ihres Kunstfleißes vor den neugierigen Augen der schlanken Landesfinder aus; nicht lange, und die Fremden sind heimisch geworden, eine Faktorei erhebt sich am Strande, und die ersten Fäden spinnen sich von dem barbarischen Griechenland hinüber nach der Kulturwelt des semitischen Ostens.

Nehmen wir dem Bilde die griechische Lokalfarbe, setzen wir an die Stelle der felsigen Halbinseln und tiefeinschneidenden Buchten unter dem leuchtenden

Himmel des Südens die flachen Küsten der Nordsee unter der Wolkendecke des Nordens, und wir haben die deutsche Urzeit in jener Epoche, wo zuerst die schmale Mittelmeergaleere die breiten Wogen des Oceanus germanicus ängstlich durchfurchte und sich in die Mündungen seiner gewaltigen Ströme hineinwagte; wo der römische Händler vorsichtig auf dem rauhen Pfade des deutschen Waldes zog und in den Höfen der Edlen und Bauern vor blondhaarigen Frauen und würdig dreinschauenden Männern bunte Gewänder und schimmernde Waffen verführerisch ausbreitete.

Unter den Einflüssen der höheren Kultur des Ostens, die getrennte Völker einander näher bringt, erwachsen sodann in Griechenland die ersten Staatengebilde. Thatkräftige Geschlechter gewinnen über größere Landstrecken feste Herrschaft; auf Felshöhen thürmen sie ihre Burgen, die Jahrtausende überdauernd nicht fremdartiger in unsere Gegenwart hineinragen, als in die Zeit des Perikles. Zu ihren Füßen drängt sich ein zahlreiches, dienendes, abhängiges Volk, das kaum genannt wird im Liede. In der tönenden Halle aber, deren Wände schimmern von Erz und Waffen, da sitzen, umgeben von ihren Gefolgsleuten, ihren *ἱερόπροντες*, und ihrem kriegerischen Adel die Fürsten; sie lauschen dem Liede des Sängers, sie strecken die Hände nach lecker bereitetem Mahle, sie tummeln ihre gelenkte Kraft im Spiele des Kampfes. Denn noch gilt kriegerische Tüchtigkeit als die höchste Tugend; Krieg also und verwegene Seefahrt ist des echten Mannes, des *ἥρωος*, Element; beständig steht sein Sinn nach Ruhm und Ehre, soll er sie auch mit frühem Tode erkaufen; erst dann entfaltet er sich voll und ganz, wenn er in reißiger Schaar auf doppelgerudertem Meerschiff dahin fährt, wenn der Fürst mit seinen Edlen, die schäumenden Rosse vor, die Streitwagen besteigt, wenn die schreckliche, die männerehrende Feldschlacht über die Ebene und um die Mauern rast, wenn die Stadt auflodert im Brande, und an den Leichen erschlagener Vertheidiger vorbei Weiber und Kinder dem Sieger folgen in die Knechtschaft. Denn noch gilt in furchtbarer Härte der Satz, daß Eigenthum und Leben des Besiegten des Siegers sei. So ist der Staat wesentlich nur nach Außen gerichtet, berechnet auf den Kampf. Daher denn auch das beständige Wogen und Ziehen ganzer Stämme weniger als reißiger Schaaren, daher jene *μεταναστάσις*, jene „Umsiedlungen“, wie sie Thukydides als Charakteristikum der ältesten Zeit seines Volkes erklärt; wie die Würfel auf blutigem Felde fallen, so wechseln die Länder nicht ihre ganze Bevölkerung, wohl aber ihre herrschenden Stämme und es existirt keine prinzipielle Verschiedenheit zwischen dem Zuge der Sieben gegen Theben und der Zerstörung Trojas auf der einen Seite, der Festsetzung thessalischer, boiotischer, dorischer Kriegshaufen nördlich und südlich der Thermopylen und im Peloponnes über einer unterworfenen Bevölkerung und der Er-

oberung der kleinasiatischen Westküste durch buntgemischte Kolonistenschaaren auf der andern.

Auch in der deutschen Geschichte tritt diese „Wanderzeit“ in breiter Entfaltung durch drei Jahrhunderte hindurch von der Mitte des 3. bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts auf. Gewaltiger freilich sind die Ereignisse, größer die Massen der wandernden Stämme, und nur eine geringe Analogie findet der Zusammenstoß der Germanen mit der römischen Kulturwelt in der Berührung der auswandernden Griechen mit den Völkern Klein-Asiens, die ebenso z. Th. eine ältere Kultur besaßen, als jene. Aber das sind in der That nur Neußerlichkeiten.

Unter dem Einflusse der immer stärkeren Berührung mit Rom, wie der einzelnen Stämme untereinander entwickelt sich auch bei den Deutschen, weil die Konzentration der Kraft erfordert wird, das Königthum. Die kleinen Stämme der Urzeit verschwinden, machen mächtigen Zusammenballungen Platz: aus Sigambren und Bructerern werden die Franken, aus zahlreichen kleinen suebischen Stämmen die Alemannen. Noch bilden die Kraft des Volkes und die Stärke des Heeres die dichten Massen freier Bauern, aber über sie erhebt sich bereits das Gefolge des Fürsten, in hohem Saale mit ihm hausend. Nur der gilt als ein Mann, der ein Krieger ist; unaufhörlich drängt die wachsende Volkskraft des Stammes nach Ausbreitung der Wohnsitze, die Kriegslust des Gefolges nach Ehre und Goldschatz. Es ist ein rauhes Geschlecht, wie es die wilde Zeit verlangt; neben anheimelnden, oft rührenden Zügen felsenfester Treue und innigen Empfindens stehn furchtbare Härte und unbändige Leidenschaft; neben Kriemhilds hingebender Liebe Hagens unmenschlicher Trotz und derselben Kriemhild unverfönlische Rache. So waren die Helden, deren Ansturme kein Römerheer stand, und die doch dem heimatlichen Boden entrissen der überlegenen Kultur der Besiegten in wenigen Jahrzehnten erlagen. Erst als sie auf den Trümmern des römischen Reichs ihre Staaten gegründet, als die Verschmelzung der rauhen Söhne des Nordens mit den zivilisirten Südländern angebahnt war, erst da kam das Treiben und Drängen der Völker zur Ruhe.

Vom Ende der Wanderzeit bis zum Ende unseres Mittelalters lassen sich zwei Perioden der Entwicklung deutlich unterscheiden, deren Wende der Beginn der Kreuzzüge bildet. Auf den Grundlagen, welche in der ersten gelegt und befestigt worden, vollziehen sich in der zweiten Umgestaltungen, die schon zur modernen Zeit hinüberleiten. Zwei Wurzeln sind es wesentlich, aus dem das mittelalterliche Volksleben erwachsen ist: die aristokratische Fügung der Gesellschaft in staatlich-rechtlicher, das Uebergewicht des Ackerbaus und der Naturalwirtschaft in wirtschaftlicher Beziehung. Schon in den Gefolgschaften der Wanderzeit vorgebildet hat sich diese aristokratische Gestaltung durch Krieg

und Eroberung, welche den Fürsten streitfertige Kriegsschaaren zum Bedürfniß machten, mehr und mehr erweitert und befestigt und schließlich in dem Lehnswesen ihren klassischen Ausdruck gefunden. Trotzig und geringschätzig schaut seitdem der reißige Kriegsmann, der auf starkknochigem Streitroß und im Stahlgewand durch die Felder reitet, auf den Bauern hinterm Pfluge, und immer unlustiger wird dieser den Speer zu ergreifen, er giebt sich in den Schutz eines großen Herrn, der ihm die lästige Kriegspflicht abnimmt, ihn dafür aber in immer stärkere Abhängigkeit hinunterdrückt. Seitdem bildet eine breite Masse halb oder ganz unfreier Leute den Untergrund für den kriegerischen Adel. Die nothwendige Folge hiervon ist die Konservirung nicht bloß, sondern die Verstärkung der Ungleichheit vor Recht und Gericht. Alle aber, sie mögen im stattlichen Herrenhose hausen oder in niedriger Hütte, alle sind Ackerbauer, nur daß die waidlichen Helden andere für sich schaffen lassen; von dem Ertrage ihrer Felder leben sie alle. Das Handwerk kann man nicht entbehren; aber noch umschließt der Hof der Gutsheerrschaft alle Gewerbtätigkeit des Landstrichs; ihre Hörigen sind es, die für sie und ihren ausgedehnten Haushalt schnitzen und hämmern und die Nadel führen. Und weil das Meiste, dessen man bedarf, in unmittelbarer Nähe geboten wird, deshalb ist das Bedürfniß des Verkehrs mit andern Orten und Landschaften nur unbedeutend; was an Handel existirt, richtet sich vor allem nach Außen, um begehrenswerthe Dinge herbeizuschaffen, die man daheim nicht haben kann, schwerfällig, unsicher, fest gebunden an die großen Linien, welche die Natur selbst gebahnt hat.

Wo ein zahlreicher, waffenfähiger Adel, dessen größere Geschlechter wiederum mit kriegerischem Gefolge sich umgeben, den herrschenden Stand der Gesellschaft bildet, und wo der Verkehr der einzelnen Landestheile unter sich nur ein geringer ist und bleibt, in solchem Volke kann sich unmöglich eine starke Centralgewalt entwickeln. Was ist der mittelalterliche König anders, als der Erste unter seines Gleichen? ein Edelmann, wie die andern auch? Auch unsere mächtigsten deutschen Könige haben längere oder kürzere Zeit gefährliche Empörungen zu bekämpfen, und nur soweit reicht ihre Macht als ihre persönliche Wirksamkeit und ihr Ansehen reichen. Denn wie in aller Welt sollte der mittelalterliche König, der über ein weites Reich gebot, es anders regieren, als dadurch, daß er eine Menge staatlicher Rechte, statt sie durch Beamte ausüben zu lassen, die er doch nie wirksam zu kontrolliren im Stande war — Karl d. Gr. hat es oft erprobt! — an Einzelne oder Korporationen überließ, die freilich dann mehr und mehr diese übertragenen Rechte in Rechte eigener Herrschaft umgestalteten, und daß er, der König, seinen schlagtgewohnten Adel mit Landbesitz ausstattete, der diesen rasch in erbliches Eigenthum verwandelnd, eben dadurch auch stark und unabhängig sich fühlte? Und wie gewaltig stand

dem mittelalterlichen Monarchen die römische Kirche gegenüber, älter als jede bestehende weltliche Macht, eine mächtige, überall gleichmäßig organisierte Genossenschaft, die abendländische Welt überherrschend, im Alleinbesitze aller Geistesbildung ihrer Zeit! Und dem entspricht der Zustand der nationalen Gemeinschaften. Man kann sagen: die politische Anschauung des Mittelalters ist universal oder partikularistisch, nicht national. Nicht die Einheit ihrer Nation erstreben unsere kraftvollsten Könige, sondern die Weltherrschaft; fast nur den Fremden gegenüber macht sich nationales Bewußtsein geltend; geringschätzig schaut der Deutsche auf die Wälschen herab, die er hundertmal schlug, auf die Slawen, deren Volksname ihm zur Bezeichnung der Unfreien wurde, auf die Magyaren, deren flüchtige Reitergeschwader es längst verlernt hatten, deutsche Gefilde zu zerstampfen. In solchem Gefühl sind alle deutschen Stämme einig. Aber ganz unberührt davon bleibt die Besonderheit des Stammeslebens in Recht, Sitte, Sprache; nur Stammesrechte giebt es, kein nationales Recht, nur Dialekte, keine allgemein verständliche deutsche Sprache. Was Wunder also, wenn dem Baiern der Niedersachse zunächst als Fremder erscheint, wenn nur langsam eingemeinsamer Volksname, wie die Fremden ihn längst den deutschen Stämmen beilegte, sich unter diesen selbst festsetzt?

Es ist nicht schwer, die Hauptzüge dieses Bildes auch in Griechenland wiederzufinden, so weit sie nicht durch die innerste Natur des Landes und des Volkes modifiziert wurden. Freilich ist unsere Kenntniß gerade der drei Jahrhunderte von 1050 bis 750 überaus lückenhaft; außer dürftigen Nachrichten späterer Historiker bieten nur die homerischen Gesänge Material. Denn das wird man ja ohne Weiteres annehmen dürfen, daß sie im Wesentlichen die Zustände nicht einer früheren, sondern ihrer Zeit schildern, soweit dieselben nicht untrennbar mit dem überlieferten Sagenstoffe verbunden sind. Ebenso malt ja das Nibelungenlied im Ganzen das ritterliche und höfische Leben des 12. Jahrhunderts, die Wanderzeit, in der es spielt, nur in den Charakteren und Ereignissen. Da erscheint denn bei den Griechen zunächst die eine Grundlage mittelalterlichen Volkslebens, die aristokratische Fügung der Gesellschaft, mindestens ebenso ausgeprägt, als im Mittelalter der christlichen Völker. Zwar die Monarchie hat sich fast überall behauptet, aber der herrschende Stand ist der Adel; diese „ἡγῆτορες ἢ δὲ μέδοντες“, diese „Führer und Rather“ blicken unter ihrem „nickenden Helmbusch“ ebenso trotzig von ihrem Streitwagen auf den δῆμος, auf das Volk, herab, wie die deutschen Edelleute auf ihre Bauern; mit Spott und Hohn wird Theseus in seine Schranken zurückgewiesen, und, was mehr bedeutet, seine Standesgenossen finden das ganz in der Ordnung. Nicht anders stehen die achäischen Könige in Sparta, Argos, Korinth mit ihrem dorischen Kriegsvolk, das sich eingedrängt, sich das beste Land als Lehn-

besitz angeeignet hat, den unterdrückten nichtdorischen Massen gegenüber, und der ganze Herrenstolz des dorischen Kriegers bricht durch in dem Skolion des Kreters Hybrias, dem die Leibeignen zitternd das Knie umfassen, wie dem Persefönig. — Auch diese Gemeinden sind wesentlich auf Ackerbau gegründet; wir haben kaum nöthig, auf Sparta hinzuweisen, das nie etwas anderes war als ein Gemeinwesen kriegerischer Grundbesitzer, und dessen Hauptstadt stets ein großes Dorf blieb, oder auf Athen, das noch Solon durchaus als Agrikulturstaat behandelte; aber anderwärts, vornehmlich in den ionischen Landschaften, entwickelten sich allerdings bereits unter der Gunst einer unvergleichlich herrlichen Lage rascher, als es in der entsprechenden Periode des Mittelalters wenigstens in Deutschland geschehen ist, Handel und Gewerbe und beginnen langsam die wirthschaftlichen Grundlagen umzugestalten. Freilich ist der Umfang dieser Handelsbeziehungen noch gering; Phönicien und Aegypten liegen in dämmerndem Halbdunkel und behaglich kann die Phantasie des ionischen Erzählers den fernen Westen mit Schrecknissen und Ungethümen erfüllen, ohne daß seine andächtig laufschenden Zuhörer in ihrem schauernden Entzücken über Skylla und Polyphemos durch unbequeme geographische Kenntnisse gestört würden.

Wenn nun im christlichen Mittelalter aus beiden Prämissen, aus der aristokratischen Fügung der Gesellschaft und aus dem Vorwiegen des Ackerbaues, Schwäche der Regierung und geringer Zusammenhang der Nationen folgte, so tritt zwar die erstere Folge auf griechischem Boden um deswillen weniger hervor, weil die räumlichen Verhältnisse ungleich enger, die Konzentration der Macht also viel leichter war, desto mehr aber das Zweite. Da haben nun allerdings reichlich ebenso viel als die Stufe der wirthschaftlichen Entwicklung die eigenartigen Verhältnisse des griechischen Bodens gewirkt, dieses wunderbar individualisirten Landes, das, was sonst nirgends möglich ist, den Welthandel von Korinth nur auf Stundenweite von der Alpenwirthschaft des arkadischen Hochgebirges entfernt hielt. Unendlich ist die Zahl der Landschaften und Gemeinden, in Recht und Sitte, in Sprache und Religion eine tausendfache Verschiedenheit; der Individualisirungstrieb durchdringt das ganze nationale Leben bis in die einzelste Einzelheit, bis in den Kalender und das Alphabet hinein. Man mag billig bezweifeln, ob in dieser Zeit ein griechischer Volkscharakter und ein wenn auch nur dunkles Bewußtsein der gemeinsamen Nationalität schon existirt habe; kennt ja Homer noch nicht einmal den Ausdruck *βάρβαρος*, fremd, sondern nur die Bezeichnung *βαρβαρόφωνος*, fremdartig redend, und jeder gemeinsame nationale Name fehlt. Auch dem Griechen jener Zeit ist deshalb nicht nur der einem andern Stamme Angehörige, einen andern Dialekt Redende ein Fremder, Schutzloser; nicht anders

behandelt er den, dessen Heimathküste er vielleicht von der Burg seiner Stadt aus erblicken kann, und barbarisch übt er das Kriege-recht wider den Besiegten. Was das mittelalterliche Deutschland durch politische Mittel erreicht hat, seine wenn auch nur lose Einigung, dazu hat das mittelalterliche Griechenland nur schwache Ansätze gemacht und zwar auf religiösem Boden: um den Tempel des Zeus zu Olympia schaa-ren sich zu gemeinsamem Fest Eleier und Spartaner, um das Heiligthum des orakelspendenden Apollon zu Delphi die Stämme des mittleren Hellas, aber politische Zwecke liegen diesen Verbänden ganz fern, und über das ganze Griechenland erstreckt sich nicht eine dieser Amphiktyonien.

Für sie würde man im christlichen Mittelalter vergebens Analogien suchen, aber die völkerverbindende Kraft kirchlicher Institute, wie sie in ihnen hervortritt, führt uns auf eine andere Analogie, auf die allgemein geistige Signatur der Epoche im griechischen wie im christlichen Mittelalter. Es ist wahrhaftig nicht nur Ungeschick der Historiker, wenn uns in der Zeit vor den Kreuzzügen so wenige individuell gefärbte Persönlichkeiten entgegentreten; in der That war die Individualität damals weniger entwickelt als heute. Der Einzelne erscheint gebunden an das Leben seines kleinen Kreises und an eine feste Kette der Ueberlieferung. Er ist unfähig, seine Eigenart, seine Anschauung dem Ganzen, das ihn umgiebt, und der Masse des Ueberlieferten entgegenzustellen, er kann folglich eine Kritik nicht üben. Mit naiver Gläubigkeit empfängt er aus dem Munde des Priesters die Dogmen der Religion, nimmt er in der bildenden Kunst die überlieferten Formen auf, malt getreulich David und Maria, wie man sie vor Jahrhunderten auch gemalt, meißelt seine Säulen und wölbt seine Rundbögen wie es kunstfertige Männer von Italien und Byzanz seine Vorfahren gelehrt; harmlos nimmt er ebenso die Sage auf und erzählt sie anderen weiter, ohne andere als unbewusste Thaten. Hätte nicht der geistliche Einfluß verkümmern-d gewirkt, wir würden vermuthlich ein großartiges deutsches Volksepos aus dem 10. und 11. Jahrhundert haben, von dem das Waltharilied in lateinischem Gewande als ein mächtiger Torso aufrecht steht, denn ein tiefer Strom nationaler Sage zieht unter der Decke kirchlicher Gelehrsamkeit durch das Volk. Uebt aber der mittelalterliche Mensch keine Kritik, so ist er auch nicht fähig zur Abstraktion; ist er eine epische Natur, so ist er auch ein geborener Polytheist. Für ihn verschwindet der einige Gott hinter einem bunten Gewimmel von Heiligen; so viele besondere Bedürfnisse er hat, so vielen Heiligen legt er sie ans Herz; er fleht zu St. Nicolaus, wenn sein Schiff auf empörtem Wasserschwalle schwankt, zu St. Florian, wenn das Feuer aus seinem Strohdach schlägt, zum heiligen Antonius, wenn die Seuche sein Vieh schädigt, nicht zu Gott dem Allmächtigen.

Dieselbe Unfähigkeit, von der konkreten Vielheit auf die abstrakte Einheit
Grenzboten II. 1878.

zu schließen, dasselbe Bedürfniß, das ewig Unfaßbare im menschlichsten Gewande sich nahe zu bringen, es hat den griechischen Olymp geschaffen; die rohen Naturkräfte hat der Grieche schon in früher Zeit in lichte menschenähnliche Gestalten verwandelt, ideale Typen seines Volksthums, und doch mehr als Typen: charaktervolle Persönlichkeiten. Naivgläubig steht er dieser Götterwelt gegenüber, wenig bekümmert um die zahllosen Widersprüche, welche die Uebertragung von ursprünglich rein natürlich gedachten Verhältnissen in die sittliche Welt hervorrufen mußte. Daher denn auch die gewaltige Macht religiöser Institute in dieser Zeit. Wie eng hängt aber nun dieser Polytheismus mit dem epischen Charakter der Epoche zusammen! Unter dem glücklichen Himmel Joniens gewannen alle die längst mit dem Volke verwachsenen sagenhaften Ueberlieferungen von den Thaten und Leiden der Helden ihre poetische Form; hier wurden Charaktere und Ereignisse geschildert mit jener wunderbaren Plastik, die nur möglich scheint in jenem Himmelsstrich, wo in klarer Luft jede Form der herrlichen Landschaft mit scharf umrissenen Linien hervortritt, und mit gläubigem Entzücken sahen die Hörer vor ihrem geistigen Auge den Kenner Achilleus und den reißigen Nestor, die Kämpfe um Theben und Troja und die Meerfahrten des Odysseus aufsteigen. — Nicht anders, wie die Dichtung dieser Zeit Ueberliefertes reflexionslos fortpflanzt, hat sie in der Kunst — soweit wir davon etwas wissen — sich an die einmal gegebenen Vorbilder gehalten, und Jahrhunderte durch haben griechische Künstler genau in denselben Formen ihre puppenähnlich steifen Götterbilder geschnitzt, ihre Sagden und Thiergestalten in Metall gehämmert, wie vor alter Zeit die Orientalen sie gelehrt. —

Aus mittelalterlicher Gebundenheit und Vereinzelnng reißt die christlichen Völker eine gewaltige Bewegung: die Kreuzzüge. Gewiß war der Antrieb, der Hunderttausende und aber Hunderttausende nach dem Osten führte, zunächst ein religiöser und das Papstthum ist es, das die Bewegung leitet. Aber die vornehmen Herren, die für Christus im Stegreif ritten, dachten auch an Herrschaft und Goldschatz, die im Orient zu gewinnen seien, und der vorsichtige Kaufmann von Pisa und Venedig, der sie auf seinen Schiffen nach Toppe führte, spähte nebenbei auch nach den kostbaren Waaren des Ostens. Und so ist auch das Ergebnis ja keineswegs nur die Befreiung des heiligen Grabes, sondern auch die Begründung französischer Adelskolonien, italienischer Handelsfaktoreien in Syrien und Byzanz. Doch der Begriff der „Kreuzzüge“ erschöpft bei weitem nicht den Inhalt der mächtigen Bewegung. Sicher weniger glänzend, aber viel nachhaltiger und ebenso großartig geht nebenher die reizend schnelle Ausbreitung des deutschen Volksthums nach dem slavischen und magyarischen Osten. Wenn man uns Deutsche fragt: „Wo habt ihr eure Kolonien?“,

so können wir hier im Osten an der Elbe, wo vor 1000 Jahren kein deutsches Wort erklang, kühnlich antworten: „Wir stehen auf ihrem Boden; sie sind ein unzertrennlicher, ja der herrschende Theil unseres Vaterlandes geworden.“ Welches andere Volk Europas könnte das von den seinigen behaupten? Was das Schwert der tapferen Markgrafen von Brandenburg, Meissen und Oesterreich gewonnen, das behaupten die dichten Schaaren deutscher Bürger und Bauern, die sie ins eroberte Slavenland rufen; ja weit über die alten Reichsgrenzen hinaus, nach Schlessien und Polen, Preussen und Livland, Ungarn und Siebenbürgen dringen die deutschen Waffen und der deutsche Pflug. Der deutsche Kaufmann wird in Nowgorod und Kijew heimisch, wie der italienische in Konstantinopel und Kairo. Gewaltig zeigt sich bald die Zunahme des Reichthums und der Volkszahl, und mit beiden wächst den Bewohnern der großen ummauerten Dörfer, die man damals Städte nannte und die noch unter dem harten Hofrecht ihrer Grundherren standen, Stolz und Selbstgefühl; bald schiebt sich in die bis dahin durch und durch aristokratische Gesellschaft ein demokratisches Element, die selbständigen, streitfähigen Gemeinden wohlhabender freier Bürger. Nicht lange, und auch auf dem platten Lande beginnen die Unfreien sich zu erheben gegen den Grundadel. In ungeahnter Weise aber erweitert sich der geistige Gesichtskreis aller. Die weite Welt mit all ihrer reizvollen Mannigfaltigkeit hat sich dem Auge des Menschen aufgethan; er hat Personen und Völker vergleichen gelernt, seine Urtheilskraft hat sich geschärft und er beginnt auch an das Ueberlieferte den kritischen Maßstab zu legen, er wagt es, seine Subjektivität zur Geltung zu bringen gegenüber der Gesamtheit, langsamer und schwerfälliger in Deutschland, rascher und behender in Italien und Frankreich. Gegenüber der Hierarchie und ihrer Verderbniß regt sich die Kezerei und die Mystik, um nie wieder zu verstummen; in der Literatur wagt es der Sänger, nicht mehr bloß die Thaten grauer Vorzeit im Epos zu verherrlichen, sondern auch seine eigensten Gefühle auszusprechen, sein Gutachten abzugeben über die großen Dinge dieser Welt: die Lyrik und Didaktik brechen sich Bahn, und zum ersten Male wird in den Händen des Oesterreichers Walthar die Poesie eine politische Macht. Derweilen bricht in Frankreich die Kunst mit der romanischen Tradition; des Gesetzes der Schwere scheinbar spottend führt sie ihre Dome auf, und mächtig reißt der neue Stil, den wir den gothischen nennen und den französischen nennen sollten, im ganzen Abendlande die Herrschaft an sich. — Als aber der Verkehr rascher pulsrte, die einzelnen Landschaften in regere Verbindung traten, die Entfernungen, die Köln und Lübeck trennten, verschwanden gegenüber den ungeheuren Strecken, auf die jetzt der deutsche Kaufherr seine Berechnungen auszudehnen sich gewöhnte, da war auch die Zeit fester nationaler Einigung

gekommen. In Frankreich, später in Spanien, ist sie gelungen, in Deutschland damals an der Stärke der lokalen Kräfte, in Italien an dem Mangel jeder nationalen Gewalt gescheitert. Aber instinktiv schließen sich auch hier überall die Städte und Edelleute zu großen Bündnissen aneinander; in Italien nimmt ein Städtebund den Kampf mit dem Kaiserthume auf, in Deutschland vereinigt die Hanfa die Gemeinden von Köln bis Neval. Und auf einem Gebiete bahnt sich auch hier die nationale Einigung an: der toskanische Dialekt wird zur Sprache des ganzen gebildeten Italiens, und in schwäbischer Mundart dichten die Sänger in Wien und auf der Wartburg.

Man kann zunächst allerdings fragen: „Hat denn das alte Griechenland dieser wunderbar schöpferischen Zeit unseres Mittelalters, hat es vor allem den Kreuzzügen nur entfernt etwas Aehnliches an die Seite zu setzen?“ Man muß gestehen: so von einem Impulse geleitete Bewegungen hat es allerdings nicht gesehen; aber in bescheidener Form stehen doch die Kolonistenfahrten und die Kolonialgründungen der Griechen auf derselben Stufe. Denn neben ihren politischen und kommerziellen Motiven, von denen sie überwiegend geleitet werden, steht auch ein religiöser Zug; in Delphi, dem — man gestatte den Ausdruck — kirchlichen Mittelpunkte der griechischen Welt, fragt gläubig die Gemeinde, die ihre Söhne dem wilden Meere anvertrauen will, um Rath; vom Herde der Mutterstadt wird das heilige Feuer, sorgsam bewahrt, nach der Kolonie hinübergeführt; dieselben Kulte, wie dort, gelten auch hier. Und nicht eben weit stehen diese Fahrten an Ausdehnung hinter denen der Kreuzzugsepoche zurück. Die Griechen, Milesier und Phokäer, Rhodier und Korinthier voran, werden heimisch unter den Palmen Aegyptens am heißen Nilstrande, im Schneegebirge am Don, unter der Rauchsäule des Aetna, an der Felsmauer der Pyrenäen, ihre Karavane ziehen bis Ostasien und bis nach Babylon. Auf ihren Märkten sehen sie die Fische und das Getreide der Pontusländer, das Silphium von Kyrene, die Edelsteine und Perlen Indiens. Unendlich erweitert sich der geistige Gesichtskreis; die verschiedenartigsten Menschen und Zustände treten in ihn ein: der Despot des Ostens und der Steppenhäuptling Südrußlands, die uralte Kultur Aegyptens und das Hirtenleben Siziliens. Da erwacht auch hier durch Vergleichung die Kritik, die geistige Selbständigkeit, die Persönlichkeit. Kraftvolle, eigenartige Menschen tauchen auf, vor allem die großen Tyrannen, nicht mehr Typen, sondern Charaktere. In dem am weitesten fortgeschrittenen Jonien beginnen helle Köpfe den naiven Götterglauben anzuzweifeln, zu forschen nach dem Wie und Warum der sie umgebenden Dinge; verwegen setzt bereits Xenophanes von Kolophon dem Polytheismus einen schroffen Monothetismus entgegen. Aber auch aufzubauen versucht die neue Zeit. Aus der Beobachtung der Menschenwelt leitet sie sittliche Lehrrsätze und

Vorschriften ab, die in der That mit dem Polytheismus einen inneren Zusammenhang nicht mehr haben; die sieben Weisen bewegen sich vor allem in dieser Richtung. Noch nimmt, wie im christlichen Mittelalter, in der Dichtung das Epos einen breiten Raum ein, aber schon wagt Archilochos höchst persönliche Dinge vor ganz Hellas zu verhandeln, und an den glänzenden Höfen der Tyrannen von Korinth und Samos singen Arion und Ibykos. Die Gebundenheit der poetischen Form genügt nicht mehr der nüchternen, reflektirenden Betrachtung der Dinge; die ionischen Logographen werden die ersten Prosaischen Griechenlands. Auch der griechische Künstler wagt es die Natur anzusehen, nach ihr — so gebunden auch die Nachahmung noch scheinen mag — seine plastischen Gestalten und seine Reliefs zu formen, und als ureigen griechisch wächst die dorische Baukunst empor, alle Städte bald mit ihren mächtigen Tempeln erfüllend.

Diesen ganzen machtvollen Aufschwung hatte die griechische Aristokratie, welche am Beginne dieser Periode ihre Herrschaft auf den Trümmern des Königthums gegründet, durch ihre Kolonisationszüge wesentlich vorbereitet, so gut wie der mittelalterliche Adel die Kreuzzüge leitete. Aber wie infolge dieser das Bürgerthum sich erhob, so erwacht auch in Griechenland der *δημος* zum Bewußtsein seiner Stärke. Leidenschaftlich, haßerfüllt treffen allerorten die Parteien aufeinander, rasch wechseln Sieg und Niederlage, und wie im späten mittelalterlichen Italien sich die Medici und della Scala, auf die Massen gestützt, ihre Monarchien gründeten, so erhebt sich auf griechischem Boden fast überall die Tyrannis und zeitigt, vertreten von glänzenden Persönlichkeiten, eine herrliche Blüthe der Kultur. Freilich erliegt sie fast überall der aristokratischen Reaktion, die Sparta unterstützt, aber was sie geschaffen, das vergeht nicht mit ihr.

Wenn aber die neue Zeit alle Theile der griechischen Welt unter sich und mit dem Auslande in immer regeren Kontakt gebracht und tausend Fäden gewoben hatte von Stadt zu Stadt, zur Erreichung der nationalen Einheit genügte das Alles bei weitem nicht. Nicht einmal zu einer in dem Maße etwa wie das Mittelhochdeutsche allgemeinen Schriftsprache haben es die Griechen damals gebracht; ihre Dichter schreiben ionisch, dorisch, äolisch, nicht griechisch. Auf politischem Felde giebt es nur Ansätze zur Einheit zu verzeichnen, vor allem den peloponnesischen Bund, den ersten, der nicht mehr auf religiöser Grundlage beruht.

Erst die gemeinsame Gefahr des Perserkrieges bringt die Idee der Nationalität zum Durchbruche, und nicht zufällig ist es, daß der fortgeschrittenste Staat der Hellenen, Athen, zu ihrem Träger wird. Sie steht am höchsten auf dem Schlachtfelde von Platää, aber zu schroff ist schon die Eigenart der

Stämme und Staaten durchgebildet, als daß sie über sich eine straffere Einheit ertragen hätten; auch die großartigste politische Schöpfung, die den Griechen jemals gelungen ist, der Seebund der Athener, erliegt nach kurzer Zeit mehr noch dem alleingewurzelten Partikularismus als dem spartanischen Nebenbuhler, und was dann folgt, sind kurze Ansätze ohne dauernde Bedeutung. In dieser Beziehung also sind die Griechen niemals ein modernes Volk geworden.

Otto Kaemmel.

Der amerikanische Zolltarif.

Die schwere volkswirtschaftliche Krisis, von der im Jahre 1873 nahezu jedes Kulturvolk getroffen wurde, und die äußerst langsame Erholung von derselben haben bekanntlich den alten Kampf zwischen Freihandel und Schutz-zoll in der letzten Zeit wieder mit besonderer Heftigkeit entbrennen lassen. Volkswirthe und Staatsmänner, Handelskammern und Legislaturen, Praktiker und Theoretiker traten sich mit alten und neuen Gründen, sei es in der Vertheidigung des Schutzzolls oder in der des Freihandels, einander gegenüber und noch wogt der Kampf vielfach unentschieden hin und her, nicht gemindert durch die schwankenden und unfertigen Verhältnisse und Zustände auf dem Gebiete der innern und äußern Politik in vielen der größten und mächtigsten Staaten der Erde. Eine auffallende Erscheinung aber ist es hierbei, daß Deutschland, obgleich es im Großen und Ganzen einem mäßigen, dem Freihandel zugeneigten System huldigt, durch die oben erwähnte Krisis ebenso schwer heimgesucht ward, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika es wurden, wo der Schutzzoll auf die äußerste Spitze getrieben ist; noch auffälliger aber dürfte es erscheinen, daß beide Parteien, die Freihändler nicht minder, als die Schutzzöllner, die Zollverhältnisse der amerikanischen Union als das beste Beispiel für die Richtigkeit ihrer Ansichten anzuführen pflegen. Die Schutzzöllner betonen nämlich den ungeheuern Aufschwung, den Industrie und Landwirthschaft Amerikas in den letzten 10 Jahren gemacht haben, und schreiben ihn ohne Weiteres dem segensreichen Einflusse des Schutzzolles zu; die Behauptung dagegen, daß der hohe Zolltarif gar gewaltig zu der Krisis von 1873 beigetragen, weisen sie mit einer Hindeutung auf England und Deutschland zurück, wo die Krisis ebenso schwer gewesen ist. Die Freihändler andererseits machen darauf aufmerksam, daß jener Aufschwung in den Vereinigten Staaten, wie groß er auch immer gewesen sein mag, doch verhältniß-